



## Die Überseekuh

*Jahrelang hatten die Brasilianer Tico auf seine Auswilderung vorbereitet. Doch kaum in Freiheit, tauchte die Seekuh ab – und erst in Venezuela wieder auf. Seitdem streiten beide Länder nicht nur darum, was das Beste für sie ist. Es ist auch ein Kampf der politischen Systeme.*

Von Marian Blasberg, Der SPIEGEL, 11.06.2023

Die Netze waren bereits hochgezogen, als Tico seine letzten Runden durch den Unterwasserkäfig drehte. Es schien, als würde er's nicht merken, aber etwas muss ihm ungewöhnlich vorgekommen sein. Auf den Bildern einer Taucherkamera sieht man, wie er die Vorderflossen eng an seinen schweren Seekuhkörper legt und sich wie eine Schraube durch das trübgrün schimmernde Wasser fräst. Wie immer, wenn ihn etwas stresst.

Tico sei sensibel, vor allem, was Geräusche und Veränderungen der Routine angeht, sagen die, die ihn großgezogen haben, nachdem er acht Jahre zuvor im Nordosten Brasiliens gestrandet war. Tico war damals noch ein Baby. Er trank aus einem Nuckelfläschchen. Menschen brachten ihm in einem Pool das Auf- und Abtauchen im Wasser bei, das richtige Atmen. Sie warfen ihm Bälle zu, damit er sich nicht langweilte, und dann entwöhnten sie ihn wieder von der Nähe. Als Tico selbstständig genug war, fuhren sie ihn auf der Ladefläche eines Lkw drei Stunden nach Süden, wo er sich in einem Akklimatisierungsbecken mit Ebbe und Flut vertraut machte, mit den Strömungen des Ozeans, der Sonne und den Fischen.

Jetzt, an diesem 6. Juli 2022, war kein Halt mehr da, kein Beckenrand und keine Netze. Das Meer lag ruhig und glatt vor ihm, als Tico nach einer halben Stunde endlich in die Freiheit glitt, ein 2,68 Meter langer, 346 Kilo wiegender Koloss mit gutmütigen Knopfaugen und der zerknautschten Schnauze eines Boxers. Im Nacken leuchtete seine weiße Markierung mit der Nummer fünf; um seine Schwanzflosse spannte ein Gummigurt, daran ein GPS-Gerät und eine Boje mit Antenne, die langsam kleiner



wurde, als Tico seinem Leben in der Wildnis entgegensog, einem Weibchen, das sich irgendwo da draußen mit ihm paaren würde, um das Überleben ihrer stark bedrohten Art zu sichern.

So hofften es zumindest all die jungen Leute, die applaudierend auf den Pontonplatten des schwimmenden Käfigs standen. Der Tierarzt Vitor Luz, der Jahre auf diesen Moment gewartet hatte, schickte Stoßgebete an die Schutzgötter der Natur. Andere weinten, auch weil sie an Maceió dachten, Ticos Vorgänger, der kurz nach seiner Auswilderung von einem Motorboot erfasst wurde. An Maní, die als verschollen gilt, seit ihr GPS-Gerät in Richtung der Kapverden treibt. An Pintada, die sie wieder eingefangen haben, weil sie zu viel Gewicht verlor.

Tico war die vierte gestrandete Seekuh, die die NGO Aquasis auf eine Rückkehr ins Meer vorbereitet hatte, und an diesem Julimorgen ahnte niemand, dass Tico zu einer Reise ins Herz der Finsternis aufbrach. Niemand hätte sich gewundert, wenn er sich in den Netzen eines Fischkutters verheddert hätte. Aber seine Odyssee endete im undurchdringlichen Gestrüpp nationaler Interessen.

Als Staatsaffäre.

Seekühe sind Säugetiere, die sich von in Küstennähe wachsenden Seegräsern ernähren. Sie brauchen Süßwasser, das sie vor allem in den Mündungen von Flüssen finden, aber aus einem Grund, den nur er selbst kennt, entfernte Tico sich von seinen brasilianischen Weidegründen, schlug Kurs nach Norden ein und navigierte sich durch die Gewässer Französisch-Guyanas, Surinams und Trinidad und Tobagos, ein kleiner Punkt im Ozean, der Koordinaten sendete, aber keine Lebenszeichen. 5270 Kilometer trieb Tico orientierungslos durchs offene Meer, so weit wie keine registrierte Seekuh vor ihm, ehe er nach 61 Tagen abgemagert und völlig entkräftet vor der Karibikinsel La Blanquilla von einem Trupp venezolanischer Marine-Soldaten aus den Fluten gezogen wurde.

Tico war jetzt eine Attraktion. Eine Trophäe, die man so schnell nicht aus der Hand gibt.

Als ihn die Luftwaffe Anfang November ins Landesinnere nach Barquisimeto in den Zoo brachte, wurde er empfangen wie ein Staatsgast. Das Fernsehen stand auf dem



Rollfeld. Helfer trugen T-Shirts, auf denen Ticos Route abgebildet war, und der Gouverneur hielt eine Rede, in der er ihn willkommen hieß in seiner »neuen Heimat«.

Selbst der politisch angeschlagene Präsident Nicolás Maduro ließ es sich nicht nehmen, sein Volk auf Twitter über Ticos gut voranschreitende Erholung zu informieren. Die Rettung dieser brasilianischen Rekordseekuh waren Good News. Die 30 Kilo, die er seit seiner Ankunft zugenommen hatte, schienen zu beweisen, dass es aufwärts geht mit seinem Land, in dem die Bürger in den zurückliegenden Hungerjahren im Schnitt sechs Kilo Gewicht verloren hatten. Sie waren ein Beweis für die Schlagkraft seiner Revolution.

So sieht es nun also aus.

Während die Brasilianer Ticos Rückkehr fordern, um ihn ein zweites Mal auszuwildern, verfolgt Maduros Ministerium für Ökosozialismus andere Pläne. In Ermangelung eines eigenen Auswilderungsprogramms will ihn das Ressort für Biodiversität in seinen »Reproduktionsplan für bedrohte Arten« integrieren, als Zuchtbullen für Zootiere.

Warum, fragen die Venezolaner, sollen wir diese Seekuh aufgeben, die in freier Wildbahn offensichtlich keine Überlebenschance hat? Welchen Wert hat es, fragen die Brasilianer, wenn man künftig in den Zoo gehen muss, um zu erfahren, wer alles mal diesen Planeten bevölkerte? Was wiegt mehr: ein Tod in Freiheit oder ein Leben als Museumsstück?

Was würde Tico sagen? Würde er, nach allem, was er durchgemacht hat, unterschreiben, wenn die brasilianischen Behörden endlich einen offiziellen Auslieferungsantrag formulieren würden?

Es sind Menschen, die jetzt über sein Schicksal richten, die ihre Begriffe über sein Verhalten legen und es abgleichen mit den Schablonen ihrer Weltanschauung. Es sind Fragen des Gewissens und des Geldes, nach denen sich bemisst, was sie aufbringen wollen, um die Schäden zu beheben, die sie der Natur in den vergangenen Epochen zugefügt haben. Gerade einmal 500, vielleicht 700 Westindische Manatis leben heute noch vor den Küsten Brasiliens, es sind friedliebende Tiere, die ihre Tage mit dem Zermalmen von Algen und Mangroven zubringen. Sie haben keine Schneidezähne, aber



dafür Fingernägel an den Vorderflossen, ein Hinweis auf ihre Verwandtschaft mit den Elefanten, die ebenso wie sie vor allem einen natürlichen Feind besitzen: den Menschen.

Wahrscheinlich haben die Portugiesen der Seekuh keinen Gefallen getan, als sie sie nach ihrer Ankunft im 16. Jahrhundert als *peixe-boi* bezeichneten, als Ochsenfisch, was sie in den Augen ihrer Jäger doppelt wertvoll machte. Bis zu 60 Kilo Fleisch ergab ein einziges Exemplar, dazu kamen 30 Kilo Fett, das zur Herstellung von Lampenöl oder Schmalz genutzt wurde. Die Haut wurde zu Schuhsohlen verarbeitet. Allein die Niederländer, heißt es in historischen Berichten, brachten jedes Jahr rund 20 mit Seekühen beladene Karavellen in die Alte Welt.

Nach den Harpunen kamen die Straßen, und mit den Straßen kam immer mehr Volk an die Küsten, kam der Beton, kamen die Häfen, die großen Fischtrawler, die Jachten und die Jetskis. In den Mündungen der Flüsse pumpen Salinen und Shrimp-Farmen das Wasser ab, wodurch die Seekuhweibchen das geschützte Habitat verloren, in dem sie ihre Kinder aufzogen. Immer öfter mussten sie nun ausweichen aufs offene Meer, wo das Wasser tiefer und die Strömung stärker war, was vermutlich auch bei Tico dazu führte, dass er seine Mutter in den Wellen aus dem Blick verlor.

Wie groß das Ausmaß der Zerstörung war, wurde erstmals deutlich, als in den Achtzigerjahren zwei Ozeanologen aus dem Süden Brasiliens in einem alten Käfer die Küste hochfuhren, um die noch vorhandene Fauna zu katalogisieren. Ihr Befund war denkbar einfach: Wenn wir die Gesetze, die in der Vergangenheit zum Schutz der Seekühe erlassen wurden, nicht endlich ernst nehmen, dann sind sie in ein paar Jahren nicht mehr da. Dann fehlt der Dünger für die Unterwasserwiesen, in denen die Jungtiere der Langusten leben. Dann erodieren noch mehr Strände.

Ökosysteme sind komplexe Organismen. Wenn ein kleiner Teil wegbricht, kann das große Ganze kollabieren.

Die Bestandsaufnahme der beiden Forscher war ein Wendepunkt in der brasilianischen Politik. Sie weckte ein Bewusstsein dafür, dass nun jedes einzelne Tier zählte, und dies hatte Konsequenzen. Anders als bisher sollten gestrandete Seekühe jetzt



nicht mehr in Dorfbrunnen oder Pablo-Escobar-mäßigen Privatzoos ausgestellt werden. Sie sollten zurück ins Meer.

Die erste Seekuh, die Anfang der Neunzigerjahre ausgewildert wurde, war ein Bulle namens Astro, der in der Folge rund 20 Motorbootunfälle überleben sollte.

Als der Tierarzt Vitor Luz Anfang der Nullerjahre im Rahmen eines Uni-Praktikums erstmals mit den Seekühen in Kontakt kam, war die NGO Aquasis noch eine kleine Klitsche, die in einem Strandvorort der Küstenmetropole Fortaleza einen einzigen Pool besaß, in dem sie angeschwemmte Tiere für einige Tage erstversorgte. Heute leitet er ein 30-köpfiges Team, dem ein Millionenbudget zur Verfügung steht, um die Gestrandeten auf ihre Rückkehr in den Ozean vorzubereiten.

Wie viele andere Projekte, die mit den Jahren entlang der Küste entstanden, wird auch Aquasis im Wesentlichen mit Geldern des Ölkonzerns Petrobras finanziert. Förderlizenzen gegen Umwelthilfe, das ist der Deal.

Wenn Luz von seinem Schreibtisch in den Hof blickt, reibt er sich immer noch manchmal die Augen, wie schnell das alles wuchs. Unter großen Sonnensegeln steht dort ein halbes Dutzend Pools, in denen an einem Morgen im April 13 Tiere schwimmen. Vor dem Becken für die Neuankömmlinge steht ein Pfleger, der einen Stab mit Sojamilchfläschchen ins Wasser taucht. Um zu vermeiden, dass sie eine zu enge Beziehung zu ihren Ernährern aufbauen, trägt der Mann einen Tarnanzug, in dem er aussieht wie ein blättriger Busch.

In einem zweiten Pool, in dem die etwas älteren Tiere sich von der Milch entwöhnen, sieht man Köpfe, die Seegras mümmeln, das an einer Leine über dem Wasser spannt. Im Becken der ausgewachsenen Tiere halten ein paar ihre offenen Münder unter einen Schlauch, aus dem Süßwasser tropft. Es gibt eine Tierarztpraxis auf dem Gelände, ein Labor für Autopsien, eine Küche, in der die Pfleger die Salat- und Kohlberge sterilisieren, die zweimal in der Woche von einem Bauernhof geliefert werden.

Seit drei Jahren haben sie noch den zweiten Standort, drei Autostunden südlich in Icapuí, wo sich die »fertigen Tiere« rund ein halbes Jahr im Meer akklimatisieren, bevor die Netze hochgelassen werden.



Luz lächelt.

»Tico hat uns den Schlaf geraubt«, sagt er.

Luz ist Ende 30, aber mit seiner runden Brille und dem T-Shirt mit der Aufschrift »Think global, act local« wirkt er noch immer wie ein etwas nerdiger Student, der mal über Parasiten promoviert hat. Anders als viele Kollegen, sagt er, sehe er sich nicht als Aktivisten. Er versuche, die Dinge nüchtern zu betrachten, die Art zu sehen und nicht das Individuum, auch wenn das mit Tico schwierig war.

»Irgendwann«, sagt er, »fühlt man sich doch wie ein besorgter Vater, der die ganze Zeit drängt: Jetzt komm schon, Junge! Iss!«

Als ein Fischer sie am 15. Oktober 2014 an die Praia das Agulhas rief, lagen Tico und sein Zwillingbruder Teco wie zwei glühende Steine im Sand, dehydriert und röchelnd, wie Luz in seinem Anamnesebericht schrieb. An ihren Bäuchen baumelten die Nabelschnüre. Als sie Tico später hier ins Becken warfen, brauchte er Hilfe, um das Gleichgewicht zu halten. Immerhin, notierte Luz, akzeptierte er die Milchflasche.

»Tico war unselbstständig und schüchtern«, sagt Luz, »er imitierte ständig seinen Bruder. Wenn Teco auftauchte, dann tauchte Tico auf. Wenn Teco fraß, dann fraß auch Tico. Wenn Teco sein Maul unter den Schlauch hielt, dann wartete Tico, bis Teco fertig war, und vielleicht war er auch deshalb immer etwas leichter. Er war ein Kind, das Arbeit machte. Wir waren uns nie sicher: Schafft er es?«

Teco erstickte 2019, weil sie einen Defekt am Wasserfilter zu spät bemerkten. Sand verstopfte seine Atemlöcher. Als die Pfleger morgens ihren Dienst antraten, trieb Tico mit seinem toten Bruder durch den Pool. Er hielt ihn mit den Vorderflossen eng umschlungen.

Aber es machte was mit Tico.

Ohne Teco, sagt Luz, entwickelte er neues Selbstbewusstsein. Er legte an Gewicht zu, und im Gegensatz zu seinen Poolgenossen kam er nicht zum Beckenrand, wenn jemand das Essen brachte. Wenn sie ihm Blut abnahmen, wehrte er sich gegen die Pfleger, die seine Schwanzflosse fixierten.



»Er gab uns Hoffnung«, sagt Luz. »Tiere, die die Menschen meiden, haben draußen bessere Überlebenschancen.«

Dann öffnet er auf seinem Rechner eine Karte mit den Koordinaten, die Ticos GPS-Gerät gesendet hat. Die ersten Tage, sagt er, war noch alles ruhig. Tico blieb hier in der Nähe. Praia Peroba, Redonda, Picos. Wenn die Leute aus dem Monitoring-Team mit ihren Peilsendern am Strand standen, hörten sie sein Signal. Dann folgten sie ihm durch das Fernglas oder fuhren raus aufs Meer, um nachzusehen, ob alles in Ordnung ist.

In der zweiten Woche tauchte er durch den dichten Schiffsverkehr vor Fortaleza. Die Distanzen, die er zurücklegte, wurden größer. Während normale Seekühe am Tag kaum mehr als sieben Kilometer schwimmen, waren es bei Tico manchmal 70. Am 16. Juli entfernte er sich mehr als 40 Kilometer von der Küste und schaffte es gegen die Strömung wieder zurück. Am 17. das gleiche Spiel. Um seinem Zickzackkurs zu folgen, liehen sich seine Schatten hochseetüchtige Fischerboote. Abends rasten sie die Küste hoch, um ihn am nächsten Morgen irgendwo abzufassen, aber es war wie mit dem Hasen und dem Igel. Tico war immer einen Schritt voraus.

Dann hing er plötzlich fest.

Nachdem das GPS-Gerät mehrere Koordinaten vom selben Fleck gesendet hatte, fanden sie ihn in einem Fischfang-Labyrinth, wo sich sein Gürtel in den Holzstöcken verfangen hatte. Sie brachten ihn zum Strand und hielten inne. In den Stunden, die Tico dort in ihrer Mitte auf einer Matte lag, überlegten sie, ob es nicht besser wäre, die Auswilderung vorübergehend abubrechen. Luz sagt, er sei dafür gewesen, aber die anderen verwiesen auf die Literatur, die dazu rät, nur einzugreifen, wenn es wirklich nötig ist.

Also warteten sie auf die Flut.

Die Sonne tauchte den Horizont in dunkles Rot, als sie Tico ein letztes Mal mit einem Boot aufs Meer rausschaukelten.

Dann setzte er sich ab.



Die Tage, an denen Luz glaubte, dass sie ihn erwischen würden, wurden weniger. Einmal leaste er sogar ein Flugzeug, aber der Sprit reichte nicht aus, um 300 Kilometer weit aufs Meer zu fliegen. Am 30. Juli, 24 Tage nachdem er aufgebrochen war, verließ Tico die brasilianischen Gewässer. Wenig später überquerte er die Bruchlinie zwischen der südamerikanischen und der karibischen Kontinentalplatte. Seine Geschwindigkeit war nun die eines Baumstamms, der in den Wirbeln des Nordäquatorialstroms driftet.

1,70 Meter pro Sekunde.

Tico war jetzt völlig losgelöst.

Eine Metapher auf die Tiere, für die der Platz zu eng geworden ist auf diesem Planeten; auf eine überhitzte Erde, die selbst außer Kontrolle geraten ist und orientierungslos in eine ungewisse Zukunft taumelt.

Das Einzige, was ihn am Leben hielt, waren seine Fettreserven.

Wenn Luz morgens seinen Laptop hochfuhr, wartete er oft vergeblich auf eine neue Position. Weil Ticos GPS-Gerät nur dann kommunizierte, wenn es längere Zeit über Wasser war, kam es ihm so vor, als hätte ihn der Ozean verschluckt. Als kurz darauf auf einmal reihenweise neue Koordinaten aufpoppten, glaubte er, Tico treibe leblos auf der Oberfläche.

Ground control to Major T.

»Es gibt so viel, was sie nicht lernen, wenn sie bei uns aufwachsen«, sagt Luz, als er abends mit dem Wagen auf die Lichter Fortalezas zusteuert. Möglich, dass Tico die Gezeiten nicht richtig verstand. Dass das Timing nicht so günstig war, weil die Strömungen für Juli ungewöhnlich heftig waren.

Wenn Luz in diesen Wochen wach im Bett lag, flogen Bilder an ihm vorbei. Dann sah er Maceió, Maní oder Pintada, die es nicht geschafft hatten, und dachte: Bitte nicht schon wieder! Er dachte an die Arbeiter, die vor fünf Jahren ums Leben kamen, als sie ohne Atemschutzmasken die Gülle aus den Pools kratzten und dabei zu viel giftiges Gas inhalierten. Wie damals, sagt Luz, kroch die Furcht in seine Gedanken, dass es vorbei sein könnte. Viele in den Küstendörfern verstünden es ja jetzt schon nicht, warum der





Staat für ein paar Seekühe Millionen lockermacht, während der Krankenwagen Stunden braucht, wenn einer mit dem Mofa übers Schlagloch stürzt.

Ist es das wert?

Rund 10.000 Dollar kostet allein das GPS-Gerät. Als es Ende August so aussah, als würde Tico Kurs auf Trinidad und Tobago halten, suchten sie dort nach Helfern, die zumindest ihre Technik bergen könnten. Stattdessen kam eine Mail, in der ein Mitarbeiter einer Offshore-Logistik-Firma schrieb: »Sieht so aus, als würde die Seekuh leben. Video folgt.«

»An diesem Nachmittag«, sagt Luz, »tanzten wir über die Tische.«

Vögel zwitschern in den alten Bäumen des Parque Bararida in Barquisimeto, als sich Juan Rodríguez, den sie hier *jefe* nennen, ins Gras setzt und ein Paar Gummistiefel überstreift. Dann langt er in einen Sack, greift sich einen Kopf Salat und beugt sich mit schnalzender Zunge über das Becken, in dem Tico an diesem Maimorgen entspannt seine Bahnen zieht.

»Hey Tico, komm!«, ruft Rodríguez, während er mit dem Salatkopf wedelt, und die Seekuh mit der Nummer fünf im Nacken lässt sich nicht zweimal bitten. Tico streckt die Schnauze aus dem Wasser und schnappt sich das Grünzeug.

Rodríguez grinst zufrieden.

»Der frisst, als hätte er noch nachzuholen«, sagt er.

Rodríguez trägt ein grünes Polohemd. An seinem Gürtel klemmt ein Walkie-Talkie. Ein Jahr ist es jetzt her, dass er von seinem Job bei einer Telefonfirma ins Amt des Zoodirektors wechselte. Sein Freund Adolfo Pereira, der Gouverneur des Bundesstaates Lara, hatte ihm den Posten angeboten, und für Rodríguez war es eine Ehre. Die Tiere, sagt er, seien für ihn wie Kinder, besonders Tico, dem sie nach der Ankunft erst mal das Plastik aus dem Darm spülten. Manchmal, sagt Rodríguez, bringe er ihm auf der Morgenrunde eine der Bananen mit, die er so liebt.

Gestern erst ließen sie das Wasser aus dem Pool, schrubbten die Algen von den Wänden und mit der Lamelle eines Ventilators Ticos Haut. Er sollte schick sein für die ausländischen Gäste.



»Richten Sie den Brasilianern aus, dass er bei uns in guten Händen ist«, sagt Rodríguez, während er Ticos Kopf tätschelt.

Drüben vom Streichelzoo weht das Gejohle einer Schulklasse herüber. Am Tretbootverleih, dudelt ein Radio. Vielleicht kann man es so sagen: Tico befindet sich zwar auf demselben Kontinent, aber in einer anderen Welt.

Venezuela hat schwere Zeiten hinter sich.

Als 2014, kurz nach Hugo Chávez' Tod, der Ölpreis einbrach, war es, als hätte jemand den Stecker aus dessen sozialistischer Revolution gezogen. Nach Jahren des Missmanagements, der Korruption und der Verstaatlichung privater Betriebe fehlte das Geld, um all das zu importieren, was das Land nun nicht mehr produzierte. Nahrung, Strom, Medikamente, alles wurde knapp. Nicht nur die Menschen verloren an Gewicht, auch die Tiere in den Zoos, die zu Spiegelbildern einer kollabierenden Gesellschaft wurden.

Während sich Chávez' Nachfolger Maduro mit immer diktatorischeren Mitteln an die Macht klammerte, magerten im Parque Bararida die Giraffen zu Gerippen ab. Einer der Büffel verlor 60 Kilo in einem halben Jahr. Bei einem Kamel kippten die Höcker ab.

Nach neun Tagen ohne Essen starb die Elefantendame Gira, die seit Jahrzehnten zum Bestand des Zoos gehörte. Es folgte das Pony Indio, das alte Nashorn Josefina. 12 von 14 Flusspferden. Tiere, die erkrankten, wurden kaum noch untersucht, weil es an Narkosemitteln fehlte. Die Pools der Seekühe färbten sich grün, weil die Wasserfilter nach den Stromausfällen nicht mehr funktionierten. Während Dutzende Tierpfleger ihre Jobs aufgaben, trieb andere der Hunger in die Futterkammern, wo Rodríguez' Vorgänger die Schlösser austauschen ließ.

Nachts kamen die Hühnerdiebe und die Pfauenschlächter über den Zaun.

Venezuela war ein Land, aus dem sechs Millionen Menschen flohen, weil sie keine Perspektive für sich sahen.

Irgendwann dachte Maduro um und suchte seine Rettung im Kapitalismus. Er lockerte die Preiskontrollen, senkte die Zölle auf Importgüter und ließ geschehen, dass der Dollar den Bolívar als Alltagsgeld ersetzte. Als sich die Geschäfte langsam wieder



füllten, wuchs die Wirtschaft im vorletzten Jahr zum ersten Mal wieder. Dann kam Russlands Krieg in der Ukraine und vergrößerte Maduros Spielraum, weil das energiehungrige Imperium im Norden damit begann, seine Sanktionen aufzuweichen.

Seit Kurzem fördert der amerikanische Konzern Chevron wieder Öl in Venezuela.

Für Rodríguez bedeuteten die steigenden öffentlichen Einnahmen, dass er seine Gehege wieder füllen konnte. Neue Kängurus und Lamas kamen. Eigentlich wollte er eine Kartbahn in die verwaiste Afrikakulisse setzen, doch nach den Protesten einiger Tierschützer, die zu viel Lärm befürchteten, brach er das Bauvorhaben ab.

So gesehen kam Tico gerade recht.

Rodríguez dachte, diese Überseekuh aus Brasilien könnte für einen Kickstart nach der Pandemie sorgen. Aber es war nicht der einzige Grund, weshalb er sich beim Ministerium um seine Aufnahme bewarb.

»Tico bringt uns frisches Blut«, sagt Rodríguez, dessen Zoo als einziger in Venezuela Seekühe züchtet.

Das Problem, für das er eine Lösung finden musste, ist das fortgeschrittene Alter seiner beiden Stammhalter, Chicho und Fernanda, die über die Jahre vier Nachkommen gezeugt haben. Zwei dieser Geschwister, Kami und Karima, paarten sich im letzten Jahr, aber ihr Baby starb wenige Wochen nach der Geburt.

Jetzt soll Karima Ticos Braut werden.

Rodríguez sagt, er wolle sie schon bald in einen der flacheren Pools verlegen, weil sie dort besser kopulieren könnten.

Es ist, gewissermaßen, ein Befehl von oben. Anfang Dezember, als Maduro das Video von Ticos Genesung twitterte, schrieb er dazu, dass es »unser Auftrag« sei, »die Arten zu schützen, die Biodiversität, Mutter Erde«. Tico stand für eine »revolutionäre Politik«.

Nicht nur in Brasilien, auch in Venezuela sind die Seekühe bedroht. Der Unterschied besteht darin, dass die Umweltorganisationen so chronisch unterfinanziert sind, dass niemand ein genaues Bild von den Beständen hat. Im Netz finden sich Nachrichten, dass in einer Stadt wie Yaguaraparo das Kilo Seekuhfleisch für einen



Dollar angeboten wurde. Auch wenn das Gesetz die Jagd verbietet – in der Regel geht dem niemand nach, auch weil mit dem Staat verflochtene kriminelle Banden viele dieser abgelegenen Gebiete kontrollieren.

Allein in den vergangenen zehn Jahren habe sich die Population um rund 80 Prozent reduziert, schätzt der Tierarzt Carlos Silva, der einer lateinamerikanischen Seekuh-Spezialistengruppe angehört und sich als Leiter der medizinischen Abteilung des Parque Bararida bis vor Kurzem auch um Tico kümmerte.

Im Februar hat Silva gekündigt, nach fast 20 Jahren. »Sie tun jetzt so, als wüssten sie nicht, dass Tico und Karima verschiedenen Unterarten angehören«, sagt er morgens im Foyer eines Hotels.

Tico ist ein *Trichechus manatus* der Subspezies ESU 2. Karima ein *Trichechus manatus* der Subspezies ESU 1. Sie zu kreuzen hieße, bewusst das Risiko in Kauf zu nehmen, dass ihre Nachkommen mit genetischen Defekten auf die Welt kommen. »Dass sie dazu bereit sind«, sagt Silva, »hat nach der Kartbahn das Fass zum Überlaufen gebracht.«

Silva ist jetzt Anfang 60, ein Mann in abgetragenen Schuhen, der offen spricht, weil er sich zeitlebens allein dem Wohl der Tiere verpflichtet fühlte. In den »schwarzen Jahren«, wie er sie nennt, schnitt er am Straßenrand die Büsche, damit die Seekühe zu essen hatten. Als ein halbes Dutzend Zuchttaffen nach Tagen ohne Nahrung starb, verbrachte Silva ein paar Tage im Gefängnis. Er glaubt, sie brauchten einen Schuldigen.

Wenn man ihn fragt, was Rodríguez mit mehr als sechs Seekühen will, blickt Silva lächelnd über den Rand seiner Brille und reibt den Daumen gegen den Zeigefinger.

In Zoos geborene Seekühe, sagt er, hätten alle Dokumente, um international verkauft zu werden. Der Stückpreis? 80.000 Dollar, vielleicht 100.000, je nach Interessent.

Andererseits, erzählt er, habe ihn kürzlich jemand aus dem Ministerium angerufen und gefragt, welchen Wert Tico für sie besitze. Keinen, antwortete Silva, aber er verstand, worauf der Anrufer hinauswollte. Angesichts der Kosten, die bei Ticos



Bergung angefallen seien, wollte er wissen, was sie als Gegenleistung von den Brasilianern fordern könnten.

Ein bisschen Ausbildungshilfe?

Vielleicht ein Seekuhzentrum?

»All das zeigt leider, wer wir wirklich sind«, sagt Silva. »Ein Land von Sozialisten, denen es in Wahrheit nur ums Geld geht.«

»Tico hätte sich durchaus ein einfacheres Land aussuchen können«, sagt Luz, bevor er einmal kräftig seine Backen aufpustet. In den Tagen, als Tico ihnen vor Tobago noch einmal entwischte, kam Luz in Kontakt zu einer Frau, die in Maduros Ministerium für Ökosozialismus das Referat für Biodiversität leitete. Anfangs, sagt er, schien sie zugänglich. Wenn er ihr per WhatsApp Ticos Position durchgab, antwortete sie immer gleich, selbst mitten in der Nacht. Mit Ticos Bergung aber änderte sich dieser Ton. Er wurde einsilbiger.

Dass man ihn zunächst zur Erstversorgung in einen Aquazoo gebracht hatte, wo sonst Touristen mit Delfinen schwimmen, entnahm Luz einer Pressemitteilung.

Wenn er nun fragte, ob es die Möglichkeit gebe, Tico mit dem Flugzeug abzuholen, verwies die Dame auf eine Ausfuhrlizenz, die Brasilien beantragen müsse. Wenn er wissen wollte, wie es ihm geht, schrieb sie: Gut.

Als er das GPS ansprach, das plötzlich aus Caracas sendete, erklärte man ihm knapp, dass jemand aus dem Ministerium das Gerät in seiner Wohnung aufbewahrt. Luz kam es vor, als könnte niemand offen reden. Als hätten alle Angst, zu viel zu sagen. »Aber so ist das wohl in einer Diktatur«, sagt er.

Was Luz blieb, war Instagram.

Auf dem Kanal des Ministeriums verfolgte er mit Sorge, dass Tico offenbar regen Kontakt zu Menschen hatte, die ihm Früchte in den Mund stopften, die draußen nicht auf seinem Speiseplan stehen. Luz fürchtete, dass eine künftige Entwöhnung länger dauern würde, und dabei drängt die Zeit. Tico wird bald zehn. Mit zwölf, schreiben die Normen vor, darf eine Seekuh in Brasilien nicht mehr ausgewildert werden.



Es sah so aus, als würde Venezuela Fakten schaffen, während Brasilien mit sich selbst beschäftigt war.

Nicht nur das Land, das sich Tico ausgesucht hatte, war kompliziert, auch der Zeitpunkt. Als Luz im Oktober beim Umweltamt Ibama den Verlust meldete, traf er auf eine Institution, die wie Tico ihren inneren Kompass verloren hatte. Hunderte Stellen waren während der vierjährigen Präsidentschaft von Jair Bolsonaro gestrichen worden; auf Schlüsselpositionen saßen Polizisten oder Militärs, die kaum ein Interesse daran hatten, den diplomatischen Konflikt mit einem Land zu suchen, in dem der Präsident die Botschaft dichtgemacht hatte.

Dann wählte Brasilien mit Luiz Inácio Lula da Silva einen neuen Präsidenten, der im Februar den Biologen Rodrigo Agostinho zum Chef des Umweltamts ernannte.

Agostinho, der als Student bei einem Seekuh-Projekt hospitiert hatte, hätte den Antrag auf Ticos Rückführung ganz einfach unterschreiben können. Dann wäre er über das Umweltministerium ins Außenministerium hochgerutscht, aber er meldete Zweifel an, vor allem hinsichtlich des Geldes, das eine Abholung per Flugzeug kosten würde.

Die Sache stockte auf der ersten Stufe.

Wenn man den venezolanischen Tierarzt Carlos Silva, der heute Hauskatzen und Hunde untersucht, auf Ticos Rückkehr anspricht, erzählt er eine Geschichte. Vor ein paar Jahren, sagt Silva, seien die Kubaner mal im Zoo vorstellig geworden. Über eine Staatsfirma, die mit exotischen Tieren handelt, wollten sie ein paar Papageien kaufen, aber die Behörden wiesen ihren Antrag ab. Daraufhin reiste der Chef nach Caracas, ein alter Revolutionskumpan von Fidel Castro, und flüsterte Chávez etwas ins Ohr. »Am Ende«, sagt Silva, »bedienten sie sich wie im Supermarkt.«

Was er damit sagen will: Es geht nur über oben. Lula müsste mit Maduro sprechen.

Die Frage ist, ob Lula für solche Dinge gerade einen Kopf hat. Seit seinem Amtsantritt im Januar reist er um die Welt. Er hat versucht, in der Ukraine zu vermitteln; in Südamerika wirbt er für eine neue Währung, um die Dominanz des Dollar auf dem Kontinent zu brechen. Wo er auftritt, wiederholt er das Versprechen, das wilde



Abholzen im Amazonas zu beenden. Mit seinen 77 Jahren scheint Lula ein Mann zu sein, der eher in globalen Dimensionen denkt.

Was ist eine knapp drei Meter lange Seekuh gegen den größten Regenwald der Welt?

Andererseits: Wie soll das funktionieren, den Regenwald retten, wenn man sich nicht mal mit dem Nachbarn über Tico einig wird?

Think global, act local.

48 Seekühe wurden in Brasilien seit Anfang der Neunzigerjahre ausgewildert. Etwa drei Viertel davon haben überlebt. Freigelassene Weibchen haben 12 Nachkommen geboren. Es seien kleine, aber wichtige Schritte, sagt die Meeresbiologin Camila Carvalho, als sie mit ihrem Pick-up über einen Strand nicht weit von Fortaleza schlittert.

Wenig später steht sie im Sand und richtet eine Antenne aufs offene Meer. Carvalho lauscht. Sie wartet auf ein Signal von Nummer sechs, der seit ein paar Tagen draußen ist, aber das Einzige, was pfeift, ist der Wind.

»Auch Tico kam hier mal vorbei«, ruft sie.

Carvalho gehört bei Aquasis zum Team, das den Seekühen im Jahr nach ihrer Auswilderung die Küste rauf und runter folgt. An sechs Tagen in der Woche weiß sie morgens nicht, wo sie abends schläft. Sie sagt, sie liebe diese Tiere. Das Archaische, das sie umgibt. Das Mystische. Ticos Widerstandskraft.

Dann nimmt sie ihr Fernglas und blickt aufs Meer. Außer ein paar Fischkuttern ist nichts zu sehen. Nur die Gischt der Wellen. Der Wind. Die Weite.

Kaum auszuhalten, murmelt sie.

Das war Ende April. Ende Mai tauscht sich die brasilianische Umweltministerin Marina Silva am Rande eines Gipfeltreffens in Brasília erstmals mit ihrem venezolanischen Amtskollegen über Tico aus. Auch Lula, hört man, sei inzwischen informiert. Neun Monate nach seiner Bergung sieht es zum ersten Mal so aus, als käme Tico bald nach Hause.



REPORTER:INNEN  
forum